

## Abschiedsfest für Jürgen Oelkers

Liebe Frau Oelkers,  
lieber Jürgen Oelkers,  
liebe Kolleginnen und Kollegen,  
liebe Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Abteilungen Allgemeine  
Pädagogik und Pädagogische Psychologie

Was soll einer, der von Zürich nach Bern gekommen ist, über einen sagen, der von Bern nach Zürich geht? Die naheliegende Reaktion wäre die Sprachlosigkeit. Doch macht sich diese nicht gut für ein Abschiedsfest. Ich habe daher beschlossen, der Sache auf den Grund zu gehen. Dazu brauchen wir etwas Theorie.

Am einfachsten wäre es, mit William McDougall von einem *Migrationsbedürfnis* auszugehen. Eine Art Instinkt, der sich periodisch regeneriert und zu Wanderungsbewegungen drängt. Doch Molière's *Malade imaginaire* kann uns lehren, dass die blosser Substitution einer Verhaltensweise durch eine verursachende Kraft zwar der Einfalt förderlich ist, nicht aber der Wissenschaft. Wir wollen daher anspruchsvoller sein und zwei Arten von Motiven unterscheiden: Zug- und Druckmotive.

Zugmotive ziehen uns an; Druckmotive stossen uns weg. Das liegt schon rein physikalisch nahe, werden doch Objekte von anderen angezogen oder abgestossen. Wer es anschaulicher haben will, der denke an den Gegensatz von Liebe und Hass. Dabei ist nicht auszuschliessen, dass die beiden Kräfte *gleichzeitig* wirken. In der Psychologie ist dann von Ambivalenz oder von einem Appetenz-Aversions-Konflikt die Rede. Es kann aber auch sein, dass sich Anziehung und Abstossung *kumulieren*. Daraus resultiert eine Verhaltenstendenz, der besonders schwer zu widerstehen ist.

Soviel zum theoretischen Bezugsrahmen. Es folgt die empirische Analyse. Zunächst benötigen wir eine gute Deskription der Problemlage. Jürgen Oelkers geht nach Zürich. Meine Damen und Herren: Zürcher, die nach Bern ziehen; Berner, die nach Zürich gehen: beides sind Migrationsformen, die helvetischer Eigenart zuwiderlaufen.

Wobei – ich *muss* es sagen – der Weg nach Bern noch irgendwie verständlich ist. Man denke an das viele Personal, das die Bundesverwaltung braucht, an die Damen und Herren National- und Ständeräte oder an die Bundesräte. Sie alle kommen nach Bern, um eine Aufgabe von nationaler Bedeutung zu erfüllen.

Aber von Bern nach Zürich? Das geht eindeutig gegen die Vorstellungskraft. Kein Berner verlässt seine Heimat ohne Not. Denken Sie an Albrecht von Haller, diesen inzwischen weltberühmten Berner. Er hätte zu Lebzeiten fast überall hinziehen können und wäre an fast jeder Universität willkommen gewesen. Aber unbeirrt blieb er in Bern, wo man ihn anfeindete und nicht zu schätzen wusste. So sind die *echten* Bernerinnen und Berner: aus *freien* Stücken sind sie von Bern nicht wegzubringen.

Ich übertreibe ein bisschen. Vielleicht ist auch der eine oder andere indigene Berner imstande, seine Heimat aus innerer Überzeugung zu verlassen. Was wir aber definitiv ausschliessen können, ist, dass ein Hiesiger freiwillig nach *Zürich* geht. Solange wir es mit normalen Verhältnissen zu tun haben, ist damit nicht zu rechnen.

Damit haben wir unser Problem exponiert. Es folgt die Erklärung. Sie dürfen sich glücklich fühlen, meine Damen und Herren, dass ich kein Berner bin. Damit vermag ich mehr zu sehen als einem Einheimischen möglich ist. Als gebürtiger Ostschweizer bin ich geradezu prädestiniert, das Oelkersche Migrationsbedürfnis zu ergründen. Wo kann es denn schöner sein als im Osten unseres Landes? Die Frage ist rhetorisch; die Antwort liegt nahe: *nirgendwo* kann es schöner sein! Nach 12 Jahren in Bern muss auch Jürgen Oelkers erkannt haben, wo die wahren Schönheiten der Schweiz liegen.

Damit wissen wir, was unseren Kollegen von Bern *weggezogen* hat. Die Appetenz wäre geklärt. Wie aber steht es mit der Aversion? Ich muss gestehen, dass meine Analyse nun etwas unsicher wird. Es gibt mehrere Hypothesen. Eine *erste* wäre eine berufsbedingte Unverträglichkeit. Dabei denke ich nicht an den reformpädagogischen Eifer auf der hiesigen Erziehungsdirektion. Dieser müsste von einem liberalen Kritiker der Reformpädagogik zu ertragen sein. Ich denke vielmehr an die Schwarze Pädagogik einer stadtbernischen Brunnenfigur. Wo hat man je schon gesehen, dass sich ein Volk auf öffentlichem Grund zum *Kindlifressen* bekennt? Die behördlich tolerierte Zermürbung der pädagogischen Gesinnung, die von diesem Brunnen ausgeht, muss selbst dem standhaftesten Pädagogen zusetzen, so dass er es, bevor sein Bewusstsein bleibenden Schaden nimmt, aus psychohygienischen Gründen vorzieht, in eine pädagogisch aufgeklärtere Region zu emigrieren. Wie aufgeklärt die Pädagogik der Zürcher ist, zeigt sich daran, dass sie vor kurzem dem Erziehungsbegriff abgeschworen haben und ihre Schulen neu von einer *Bildungsdirektion* verwalten lassen.

Eine *zweite* Hypothese ist psychologischer Art. Man wird mir nicht widersprechen wollen, wenn ich sage, dass Jürgen Oelkers nicht als Inkar-

nation der *Langsamkeit* bezeichnet werden kann. Oft habe ich während unserer gemeinsamen Prüfungen erlebt, wie ein Kandidat nicht verstanden hat, was er gefragt wurde. Nicht etwa, weil die Akustik im Raum -115 besonders schlecht wäre, sondern weil ihn die Frage so schnell erreicht hatte, dass die Grenze der auditiven Rezeptionsfähigkeit unterschritten war. Jürgen Oelkers musste sich dann etwas Zwang antun und bei der Wiederholung der Frage seinen Sprachfluss drosseln, was die Prüfung wieder in Gang brachte. Leider sind die Notizen meiner Feldbeobachtungen zuwenig genau, als dass ich mit Sicherheit sagen könnte, bei den Betroffenen habe es sich immer um Bernerinnen und Berner gehandelt.

Trotzdem haben wir eine Erkenntnis gewonnen. Angehörigen eines Volkes, dessen höchste Tugend die Bedächtigkeit ist, muss ein Schnellsprecher wie Jürgen Oelkers a priori suspekt erscheinen. Dies umso mehr, als die Bernerinnen und Berner der festen Überzeugung sind, etymologisch stamme "Bedächtigkeit" von "Denken" ab, was sie insgeheim glauben lässt, ein verkanntes Volk von Denkern zu sein. Trifft nun dieses langsam denkende Volk auf einen, der viel und rasch redet, hegt es unweigerlich den Verdacht, diesem fehle die *Zeit*, um *wirklich* nachzudenken. So liegt in der Spannung zwischen der Bernischen Volksseele und dem Oelkerschen Temperament eine konstitutionell bedingte Unpässlichkeit, die stark genug gewesen sein mochte, um bei meinem Kollegen einen Mobilitätsschub auszulösen.

Meine Damen und Herren, das sprachliche Tempo ist das eine, etwas anderes ist die Lautgestalt des *Bärchndütschen*. Wie Nikolaj Michailowitsch Karamsin in seinen "Briefen eines reisenden Russen" Ende des 18. Jahrhunderts feststellte, ist das hiesige Deutsch "äusserst verdorben und höchst unangenehm für die Ohren". Ich komme damit zu meiner *dritten* Hypothese. Die berndeutsche Sprache ist ein exklusives Medium. Lernen kann man es nicht. Sich vor ihm schützen, ist auch nicht möglich. Ungehemmt dringt es in unsere Ohren ein und untergräbt das logische Denkvermögen. Bern ist zwar zum UNESCO-*Weltkulturgut* erhoben worden – aber nicht seiner Sprache wegen!

Apropos Kultur. In seiner "Beschreibung helvetischer Geschichte" notierte Johann Jakob Lauffer im Jahre 1736, die Hauptneigungen der Berner gingen auf Kriegs- und Staatssachen. Anderen Künsten und den Wissenschaften seien sie nicht besonders zugetan. Bedenkt man, dass der Grosse Rat dieses Kantons vor kurzem laut darüber nachdachte, ob das Berner Volk eine Universität überhaupt brauche, scheint das Urteil Lauffers nicht überholt zu sein. Da kann es angezeigt sein, sich lieber zu früh als zu spät nach einem akademisch stabileren Ort umzusehen. Ver-

gessen wir nicht, dass die Muesmatt früher eine *Sumpfwiese* war. Im Dunstkreis der parlamentarischen Sumpflüthen könnte sie schneller als uns lieb ist, ihren Urzustand zurückgewinnen.

Solche und ähnliche Ereignisse nötigen den unvoreingenommenen Kritiker zum Schluss, dass die bernische Kultur das Niveau der *Agrikultur* oft nur um Haaresbreite überschreitet. Die Kunst eines Albert Anker, Rudolf von Tavel oder Jeremias Gotthelf atmet den Geruch frisch umgeborener Ackerschollen. Es fehlt ihr der Geist der Urbanität. Um den Verdacht der Nestbeschmutzung von mir abzuwenden, beeile ich mich, mein Urteil mit einem einschlägigen Zitat zu untermauern. In einem Song der Gruppe "Züri-West" – *nomen est omen* – heisst es: Wenn in Bern irgend jemand Kultur mache, dann komme meistens nur die Polizei. So mündet meine dritte Hypothese in die Vermutung, Jürgen Oelkers könnte uns wegen einer gewissen Unfähigkeit der Berner, ihre Kultur deutlich genug über das Niveau der Agrikultur anzuheben, verlassen haben.

Meine Damen und Herren, in der empirischen Analyse des Oelkerschen Mobilitätstriebes sind wir damit weit vorangekommen, wenn auch nicht am denkbaren Ende angelangt. Zwar ist uns fast verständlich geworden, weshalb unser Kollege von Bern nach Zürich geht. Aber ein Rest an Unverständnis bleibt. Die Kontingenz des empirisch nicht ganz Aufdeckbaren holt uns ein und lässt uns trotz allem mit einem Stück Sprachlosigkeit zurück.

Die angemessene Reaktion auf Kontingenz ist *Dankbarkeit*. Ich möchte daher Jürgen Oelkers ganz herzlich danken für die gemeinsame Zeit in Bern. Danken auch für die grossen Verdienste, die er sich um das Institut für Pädagogik erworben hat. Der wachsende Zustrom von Studierenden ist zu einem grossen Teil sein Verdienst. Die Attraktivität des Berner Pädagogikstudiums verdankt sich wesentlich dem Lehrangebot, das er in den vergangenen Jahren offeriert hat. Ich hoffe sehr, dass die Impulse, die Jürgen Oelkers der historischen Pädagogikforschung in der Schweiz gegeben hat, nachwirken werden und wir einen Nachfolger oder eine Nachfolgerin finden werden, der bzw. die seine Aufbauarbeit weiterführen wird.

Als Zeichen der Dankbarkeit möchte ich Jürgen Oelkers in meinem Namen und im Namen der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der APP ein Geschenk überreichen. Was könnte ein passendes Geschenk für Jürgen Oelkers sein? Natürlich ein Buch. Aber was für eines? Ein historisches Buch. Am besten eines, das ihn für immer an Bern erinnern wird. Noch besser ein pädagogisches Buch. Vielleicht ein *Lehrbuch* – ein histori-

sches Lehrbuch zum Selbststudium des Berndeutschen, verfasst von einem veritablen Schulmeister!

Hier ist es: "Eine Leseschule zum Selbst- und Schulunterricht für berndeutsch sprechende Kinder" von Arnold Burri, ungefähr aus dem Jahre 1913, begleitet von einem Theorieband und einer handschriftlichen Korrespondenz mit Otto von Greyerz, der damals im Landerziehungsheim Glarisegg wirkte – nota bene in der Nähe von Steckborn, wo ich meine ersten Kindheitsjahre verbrachte.

Walter Herzog, 18. Juni 1999